



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das beabsichtigte Heinedenkmal

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nicht mitten auf die Stirn, sondern ins Auge, und nun entsteht — ja was eben zu entstehen pflegt, wenn einer „das Kalb ins Auge schlägt,“ Lärm, Entrüstung, anstatt daß die Sache, wie eigentlich die Absicht war, durch einen Gewaltstreich erledigt worden wäre. Auch hier sieht man wieder deutlich, wie das ganze Bild in dem übertragenen Gebrauche des Ausdrucks dazu dient, die Sache deutlich zu machen: es sagt nichts zu wenig und nichts zu viel.



Das beabsichtigte Heinedenkmal



u den vielen Gedanken und Plänen, die unsre unruhige Zeit bewegen, ist seit kurzer Zeit ein früher schon aufgetauchter, dann lange unbeachtet gelassener, nun aber wieder erneuter Gedanke getreten: man hält es für ein notwendiges und des deutschen Volkes würdiges Unternehmen, dem Dichter Heinrich Heine in Mainz ein Denkmal zu setzen.

Schon der darüber entbrannte heftige Streit ist ein Beweis dafür, daß ein großer Teil der Deutschen von der Notwendigkeit dieser Ehrenerweisung keineswegs überzeugt ist, daß also doch Gründe vorhanden sein müssen, durch die sie geradezu verboten zu werden scheint. Aber was einzelne Dichter und Schriftsteller in verschiedenen Zeitungen veröffentlicht haben mit Hinweis auf einzelne, aus Heines Schriften entlehnte Stellen, die seinen Charakter zu kennzeichnen und die Frage nach der Berechtigung eines Denkmals zu klären geeignet sein sollen, ist zu wenig eingehend und verschafft dem, der Heine wenig, vielleicht nur nach einigen seiner berühmten Lieder kennt, kein richtiges Bild; die Frage, ob Heine eines Denkmals würdig und die Errichtung eines solchen Denkmals eine Pflicht der Pietät für das deutsche Volk sei oder nicht, vermag nur der zu beantworten, der Heine auf Grund eines genauen Studiums aller seiner Schriften kennt.

Da müssen wir denn sagen: es ist Pflicht jedes Deutschen, der patriotische Gesinnung hegt und sie bethätigen will, gegen ein Heinedenkmal, vor allem an den Ufern des Rheins, zu protestiren, ja es wäre eine Schmach für Deutschland, wenn die Mittel dazu gespendet würden und das Werk zustande käme. Der Beweis für diese Behauptung soll hier gebracht werden. Vorher sei nur noch betont, daß die ganze Angelegenheit mit dem heftigen Streite zwischen Philo- und Antisemiten nicht das geringste zu thun hat, und daß es thöricht und verkehrt ist, die Gegner des Denkmalprojekts als Feinde des Judentums

hinzustellen. Es ist doch auffallend, daß gerade die Befenner des Judentums, die sonst so sehr gegen einen von ihrem Glauben abgefallenen eifern, gerade Heine fast ausnahmslos ihre Sympathie zuwenden! Soll man denn immer wieder darauf zurückkommen, daß sich gewiß kein einziger Antisemit weigern würde, einem Spinoza, einem Mendelssohn, ja selbst einem Meyerbeer die Ehre eines Denkmals zu gewähren? Geradezu widerwärtig ist es daher, immer von neuem die ernste und wichtige Frage nach der Berechtigung eines Heinedenkmal mit dem erwähnten Streite in Verbindung gebracht zu sehen. Jeder aufrichtige, patriotische Jude wird, wenn er vorurteilslos Heine aus seinen Schriften kennen gelernt hat, bekennen: er war ein hervorragendes lyrisches Talent, aber eines Denkmals in dem von ihm beschimpften, für Geld verhöhnten und verlästerten deutschen Vaterlande ist er unwürdig.

In der Abhandlung „Französische Zustände II“ bezeichnet Heine sich selbst als den, der die schönsten deutschen Lieder gedichtet habe. Wenn er nun auch in der Einleitung zu der Prachtausgabe des Don Quixote dasselbe von Goethe sagt, so hat er mit diesem sonderbaren Widerspruch sein erstes, allerdings wenig bescheidenes Urteil gewiß nicht aufheben wollen. Ist diese Selbstkritik nun so über jeden Zweifel erhaben, daß wir wirklich Heine als den größten deutschen Lyriker anerkennen müßten? Es würde überflüssig sein, auch nur mit einem Worte die Schönheit und den poetischen Wert seines „Buches der Lieder“ nachweisen zu wollen. Noch nie hat sich jemand geweigert, Lieder wie „Die Wallfahrt nach Kevelaar,“ „Ein Fichtenbaum steht einsam,“ „Du bist wie eine Blume“ u. s. w. für Perlen der deutschen Dichtung zu erklären oder seinen, wenn auch manchmal etwas derben „Reisebildern“ ihren poetischen Wert zuzugestehen. Auch der Umstand, daß viele seiner Lieder von trefflichen Meistern komponirt, einige zu Lieblingsliedern der Deutschen, ja fast zu Volksliedern geworden sind, läßt keinen Zweifel an seiner poetischen Kraft und Begabung zu. Und doch können wir schon bei diesem Punkte gewisse Bedenken nicht unterdrücken. Sind es viele Dichtungen Heines, die diese hervorragende Bedeutung erlangt haben? Nein, es ist nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl. Und wenn wir auch den meisten übrigen poetische Schönheit nicht absprechen wollen, ja wenn wir, was Empfindung, was Pracht der Sprache und der Bilder betrifft, auch sie zum größten Teil anerkennen müssen, so kann es doch niemand entgehen, daß Eintönigkeit des Inhalts eins ihrer entscheidendsten Merkmale ist. Sind es doch fast nur Liebesklänge, die uns entgegen tönen, und es will uns scheinen, als ob die von ihm getadelten „erlognen Liebes Schmerzen“ vielfach auch aus seiner Brust hervorströmten. Und wo ist bei den meisten dieser Lieder irgend ein sittlicher Gehalt? Darf der „größte lyrische Dichter“ alle die unzähligen andern Empfindungen und Stimmungen des Menschenherzens ganz unberücksichtigt lassen? Man vergleiche einmal bei dieser Frage mit Heines Liedern die Geibels. Welche Tiefe edelster Gesinnung

und welche Fülle der verschiedensten Empfindungen verbinden sie mit poetischer Schönheit! Was sollen wir aber gar zu den Dichtungen sagen, in denen Heine den anfänglich angeschlagenen echt poetischen Ton durch einen platten und abstoßend wirkenden Schluß vernichtet, um, wie es scheint, absichtlich den zuerst hervorgerufenen Eindruck wieder zu verwischen? Daß das eines großen Dichters unwürdig ist, haben die berufensten Kritiker oft genug ausgesprochen. Wer das, was aus seiner tiefsten Seele strömen soll, so zu verunstalten, ja selbst zu verhöhnen imstande ist, der kann es nicht wahrhaft empfunden haben.

Aber wir geben zu, daß diese Bedenken Ansichtssache und nicht dazu angethan sind, die Berechtigung eines Heinedenkmals anzufechten. Wir richten aber unser Augenmerk weiter auf die religiöse Gesinnung des Dichters. Auch hier geben wir von vornherein zu, daß der schlechterdings irreligiöse Mann, der Atheist, der seine Weltanschauung unumwunden kundgibt, ein völlig unantastbarer Charakter sein kann. „Der Glaube ist nicht jedermanns Ding,“ sagt schon die Bibel, und mit demselben Recht wie Wallenstein bei der Auswahl seiner Leute, fragt auch die Welt bei denen, deren sonstige Verdienste sie preisen will, nicht nach dem Katechismus und Glaubensbekenntnis. Wer wird es wagen, einem hervorragenden Manne der Wissenschaft aus seinem Widerspruch gegen das kirchliche Dogma einen Vorwurf zu machen und daraus einen Zweifel an der Berechtigung eines Denkmals für ihn herzuleiten? Aber ein Charakter wenigstens muß der Mann sein, dem diese Auszeichnung zu teil werden soll. Ein Charakter aber ist der nicht, der nicht bloß die religiösen Anschauungen anderer, nein sogar seine eignen cynisch verhöhnt. Nur große Männer verdienen den Dank der Nachwelt, groß aber ist keiner, der nicht auch gut ist, und gut ist keiner, der die Religion anderer, die für sie das heiligste ist, und selbst die eigne Religion, die er mit Überzeugung gewählt haben will, in einer Weise verspottet, die selbst bei dem Irreligiösen Abscheu erregen muß. Auf die vielbesprochne Frage, warum Heine überhaupt zum Christentum übertreten sei, erhalten wir in seinen Schriften nirgends eine klare Antwort, und die hie und da zerstreuten Stellen, aus denen man auf seine Gründe zu diesem Schritte schließen möchte, sind unter einander so widerspruchsvoll wie sein ganzes Wesen. Mag er an manchen Stellen den Wert des Christentums noch so preisen und Christus als den Gott seiner Wahl bezeichnen, solche Worte werden nichts sagend, wenn er in den „Gedanken und Einfällen“ äußert, das Christentum werde bald abgefertigt und dann schnell durch eine neue Religion ersetzt sein, denn die Welt sei ein großer Augiasstall, oder wenn er in der Abhandlung über Deutschland Christus anredet: „Du Narr, du Menschheitserretter.“ Wer die Religionen mit dem Unrat des Augiasstalles vergleicht und Christus einen Narren nennen kann und sich dabei selbst als Christen bezeichnet, zu dessen Charakteristik fehlen fast die Worte. Man hat, um Heines christlich-religiöse Gesinnung nachzuweisen, auf seine verschiedenen Verherrlichungen der Bibel und

auf den Umstand hingewiesen, daß er sich in seinen letzten Lebenstagen dem eifrigen Lesen der Bibel und der aufrichtigen Verehrung Gottes wieder zugewendet habe; aber man vergleiche damit die frivolen Worte, mit denen er auf Gottes „handwerksmäßige“ Ausübung der Gnade hinweist, und wie er erzählt, daß es ihm in dem Ragenjammer der Seekrankheit vorgekommen sei, als hätte er die Bibel, das Alte samt dem Neuen Testament, verschluckt, sodaß die biblischen Gestalten in ihm rumorten und sich alles in seinem Bauche herumdrehe! Und ist es nicht eines edeln Mannes unwürdig, zu sagen, bei der Religion bekomme man die Unsterblichkeit zu wie beim Fleischer die Markknochen? oder zu spotten, daß es Gott unangenehm sei, wenn die Menschen überhaupt von einem Fortleben sprächen, da sich Gott damit vielleicht das Vergnügen einer surprise haben verschaffen wollen? Welche Gottesanschauung kann in dem Herzen eines Mannes leben, der sich hie und da mit diesem Glauben brüstet und anderwärts sagt, Gott habe sich selbst kopirt, indem er Menschen, Ochsen und Affen geschaffen habe, oder: „Gott thut jetzt keine Wunder mehr, denn Oken sieht dem lieben Gott auf die Finger, und dieser will nicht mit Bosco rivalisiren.“ Aber wir finden in seinen Schriften auch Spuren einer durchaus verwerflichen Moralität, so wenn es heißt, es sei ein herrlicher Gang, dem Leichenbegängnis eines Feindes zu folgen, oder man solle seinen Feinden verzeihen, aber erst, wenn sie gehenkt seien. Man verstehe uns nicht falsch: nicht Heines freisinnige Richtung soll hier getadelt, sondern es soll seine Verpottung der heiligsten Sachen gebrandmarkt werden, und zwar deshalb, weil er sich selbst mehrmals als deren Befekner aufspielt. Sollte es dafür wirklich eine Entschuldigung oder Rechtfertigung geben?

Wie steht es aber weiter mit Heines Patriotismus? Heine ergeht sich wohl hie und da in schönklingender, sentimentaler Schwärmerei für sein deutsches Vaterland, wir sind auch keineswegs abgeneigt, ihm manche uns heute unangenehm berührenden Äußerungen, die einer Zeit entstammen, wo die patriotischsten Männer an Deutschlands Veruf und Zukunft irre wurden, zu verzeihen und als harmlosen Spott aufzufassen, so wenn er „den französischen Ananasduft der Höflichkeit dem Tabaksqualm, dem Sauerkrautgeruch und den flegelhaften, unentschuldigten Rippenstößen der Deutschen“ gegenüberstellt und ihre Schwerefälligkeit, ja ihre Dummheit geißelt. Aber schwerer schon wird es uns, wenn wir an die Unglücksjahre von 1806 ab, an die Bedrückung durch Napoleon I., an die der Königin Luise angethane Schmach, an alle Frevel und allen Übermut Napoleons denken, schwerer wird es uns dann, einen deutschen Dichter zu hören und zu entschuldigen, der diesem Kaiser nicht bloß wie einem großen Manne, sondern fast wie einem Gotte seine Huldigung darbringt. Es würde uns zu weit führen, alle die hierher gehörigen meist bekannten Stellen aus Heines Schriften hier anzuführen. Aber ein deutscher Mann, der, wenn er Kronprinz von Preußen wäre, Napoleons Pferd beneiden würde, weil seine

Hand es gestreichelt hat, der mit Begeisterung sein „Hosiannah dem Kaiser!“ ausruft, der in des Kaisers Antlitz die Mahnung liest: du sollst keine andern Götter haben neben mir, der die „Religion“ der Franzosen darin sieht, daß sie den „heiligen Namen Napoleon anbeten,“ ein Patriot, der den Henker des Herzogs von Enghien und des Buchhändlers Palm nicht aus dem Holze, aus dem man Könige, sondern aus dem Marmor gefertigt wissen will, aus dem man Götter formt, ein Mann, der mit unverkennbarer Anspielung auf Friedrich Wilhelms III. lange Regierung sagt, die Fürsten fürchteten sich zu sterben, weil sie Angst hätten, drüben Napoleon wieder zu begegnen, kann ein solcher Mann mit dem Hinweis darauf entschuldigt werden, daß der gewaltige Kaiser der Franzosen durch seine unbestreitbar großen Eigenschaften auch manchen Gegner geblendet und aus einem Feinde zum blinden Bewunderer gemacht habe? Für alle Gerechtigkeit und Nachsicht giebt es eine Grenze, und diese ist mit der Vergötterung Napoleons durch den deutschen Dichter Heine überschritten.

Aber selbst wenn wir diese Grenze bis zu dem Zugeständnis hin ausdehnen, daß ein seinem Vaterlande schon entfremdeter, vielleicht nicht ganz durch seine Schuld aus diesem Vaterlande vertriebener Mann durch irre geleitetes Urteil und unerklärbare Voreingenommenheit sich an dem Anschauen des Franzosenkaisers berauscht und das Bewußtsein patriotischer Pflicht dadurch — wenigstens teilweise entschuldbar — verloren habe, so können wir doch, wenn wir nach den Gründen dieser fast unheimlichen Begeisterung fragen, den entsetzlichen Argwohn nicht überwinden, daß der deutsche Dichter dafür mit französischem Gelde bezahlt worden sei. Wie oft und wie genau man auch seine Entgegnungsworte lesen mag, sein eignes Geständnis sagt uns, daß er „von der Großmut der französischen Nation ebenso wie viele andre ein »Almosen« empfangen habe, die in der Heimat sich mehr oder minder kompromittiert hatten,“ und der Grund für diese französische Wohlthätigkeit wird und kann kein anderer gewesen sein, als der, daß er von Paris aus, wo er übrigens recht sicher war, Deutschlands Fürsten, Völker, Tugenden und Verdienste mit einem der französischen Regierung mindestens angenehmen Spott begeisterte. Wer mit der Kenntnis dieses Geständnisses Heine noch für einen Patrioten, für einen Deutschen hält, der sieht nicht oder will nicht sehen.

Der Einwurf, daß man die politischen, religiösen und sonstigen Anschauungen eines jeden nach dem Maßstabe seiner Zeit beurteilen müsse, verliert hier seine Berechtigung. Denn wenn wir auch gern zugeben, daß die patriotischsten Männer der dreißiger und vierziger Jahre mit ihrer Opposition von ihrem Standpunkt aus bis zu einem gewissen Grade Recht haben mochten und die großen, zwar ihren Idealen, nicht aber ihren praktischen Vorschlägen entsprechenden Erfolge der Neuzeit nicht ahnen konnten, so ist doch unbedingt das eine festzuhalten, was hier vor allem in Frage kommt: bei allem Haß,

Hohn und Spott gegen die damals herrschenden politischen Zustände und Personen haben jene „Demagogen“ doch nie das Vaterland selbst verhöhnt und seine Feinde verherrlicht; sie haben mindestens die unbestritten großen Männer des Vaterlands gewürdigt und ihre Verdienste anerkannt, sie haben keinen Gefallen daran gefunden, die, für deren Größe auch die Führer und Genossen des Wartburg- und des Hambacher Festes in Begeisterung schwelgten, als Narren und Schurken hinzustellen, wie es der deutsche Dichter Heine gethan hat. Wer unter diesen „Demagogen,“ die für ihre weit harmloseren Worte schlimmeres erfahren haben, als der von französischem Golde sicher in Paris lebende Heine, hätte jemals vermocht, von einem „sogenannten“ Befreiungskriege zu reden und höhnisch von Bildern zu sprechen, auf denen dargestellt sei, „wie wir alle damals Helden waren“? wer hätte gewagt, den Sänger und Kämpfer Theodor Körner, dessen Namen und Verdienst mit Deutschlands Erlösung untrennbar verknüpft ist, wegen seiner „schlechten Verse“ zu verhöhnen? Zu der Rede von den „sogenannten“ Freiheitskriegen aber kommen noch andre, in dem Munde eines Deutschen geradezu unerhörte Worte, wie die von dem „dummen Erfolge“ jener Kriege, von dem „Knechtsinn, der Lüge und der schlechten Sache,“ die bei Waterloo gesiegt hätten, und von der Eigenschaft, gegen die selbst Götter vergebens kämpften, von dem „sterbenden Löwen,“ dem der „preussische Esel“ den letzten Fußtritt ver setzt habe, von dem „Hohn, Spott und Schmerz,“ den „man“ beim Namen Waterloo empfinde. Und fast in einem Atem gedenkt dieser Mann seines Vaterlandes, das er liebt, und für das er zu leiden vorgiebt, ja das er liebt, wie man „Sauerkraut mit Würsten liebt,“ dessen ideale Bestrebungen er zu teilen vorgiebt, wenn er sagt, der Kölner Dom werde niemals vollendet, sondern höchstens ein Pferdestall werden; er gedenkt seines Vaterlandes, über dessen westfälisch-lippischen „Dreck“ er sich freut, wenn er singt: „Die deutsche Nationalität, sie siegte in diesem Drecke.“ Was würde dieser „Patriot“ zu der nationalen Begeisterung gesagt haben, mit der man in diesem „Drecke“ vor einigen Jahren das Arminidenkmal geweiht hat? Aber weiter: selbst wenn man den auf Kosten des Patriotismus wogelnden Feuilletonstil des Pariser Deutschen noch entschuldigen wollte, wie urteilt der Patriot an der Seine über die andern preussischen und deutschen Männer, über sie, deren Namen mit unvergänglichem Ruhme in den Annalen der deutschen und der Weltgeschichte verzeichnet sind? Die Hohenzollern, deren welthistorische Bedeutung und Größe auch bei Schwächen oder Fehlern der einzelnen noch niemand selbst unter Deutschlands erbittertsten Gegnern anzutasten gewagt hat, sind nach Heine, der für ihre Verdienste kein Wort weiß, nichts weiter als die Männer, die sich „die Bogtwürde im Norden des Reichs angemast, deren lange Finger aber noch nicht die Krone Karls des Großen erfaßt haben,“ die Preußen sind ihm nichts als die „langen, frömmelnden Samaschenhelden mit

dem weiten Magen und dem großen Maule, ein Gemengsel von Weißbier, Lüge und Sand." Von Friedrich dem Großen weiß der Mann, zu dessen Denkmal Preußens Landesfinder jetzt ihre Beiträge einbringen sollen, nichts weiter zu sagen, als daß er Gellert ein Pferd und der Dichterin Karisch fünf Thaler geschenkt und seine Verse „glücklicherweise“ französisch geschrieben, damit also der deutschen Litteratur einen dankenswerten Gefallen erwiesen habe! Selbst wenn wir einem liberalen Manne der Demagogenzeit den Haß gegen die jeweiligen Regierungen, auch gegen die preußische, von seinem Standpunkte aus nicht verargen wollten, so muß es uns doch empören, wenn wir bei Heine lesen, daß die Ungarn und andre für ihre Freiheit kämpfenden Völker von Bären und Ochsen, wir Deutschen aber von Wölfen, Schweinen und Hunden besiegt worden seien. Und wenn wir nun weiter mit mühsam aufrecht erhaltener Gelassenheit lesen, daß Blücher ihm nichts weiter war als eine alte Spielratte und ein ordinärer Knaister, daß Zahn, dessen Haare sich aus Gram über Deutschlands Unglück nach dem Tage von Sena plötzlich schneeweiß färbten, ja daß Arndt, dessen Lieder uns noch heute begeistern, in Heines Augen „eine drollige Gattung Bluthunde“ waren, eben weil sie „die lächerliche Deutschtümelei“ ins Leben gerufen hatten, wenn der Minister Stein, des deutschen Volkes Edelstein, der Preußens Wiedergeburt, auch nach dem Urteil der liberalsten Männer, begründet und Geseze geschaffen hat, deren Vorteil wir noch heute empfinden und preisen, der seinen Abschied erbat, um seinen König aus unangenehmster Lage zu befreien, eben weil er nicht bloß Preußens, sondern ganz Deutschlands Erhebung und glückliche Zukunft geplant und angebahnt hatte, wenn wir lesen, daß dieser ideal-patriotische Mann einem deutschen Dichter nur „ein hochnasiger Krautjunker“ war, der unter dem Mantel des Patriotismus Verrat und Haß verbarg,“ woher sollen wir dann noch ein Wort der Entschuldigung nehmen, und was sollen wir dann zu den Redensarten sagen, mit denen uns Heine seinen Patriotismus glaubhaft machen will? Nicht seine politisch freisinnige, sondern seine schlechterdings unpatriotische Gesinnung ist es, die keine Begeisterung für Heine bei uns aufkommen läßt.

Nun vergegenwärtige man sich für einen Augenblick den Anfang des ruhmreichen Kriegsjahrs 1870! Wer damals als Mann oder Jüngling nach ruhmvollen Schlachten durch den Pariser Triumphbogen, wo die bis dahin des Deutschen spottenden Namen Sena, Auerstädt u. a. mit goldnen Lettern verzeichnet sind, hindurch und die Avenue des champs elysés entlang gezogen ist und sich nun erinnert, daß ein deutscher Mann, der die Tage von Sena und Waterloo mit durchlebt hat, mit voller Überzeugung geschrieben hat: „Es wäre entsetzlich, wenn die potsdämishe Zunkersprache wieder durch die Straßen von Paris schnarrte, und wenn schmutzige Preußenstiefel wieder den heiligen Boden der Boulevards befleckten,“ wer weiter liest, daß Heine die Deutschen

für unfähig hielt, des Vaterlandes Einigkeit, dieses stets ersehnte und nun glücklich errungne Ideal, herzustellen, und daß ihm Deutschlands Zukunft aus dem „stinkenden Nachstuhl Karls des Großen“ klar geworden sei — muß er nicht vor Scham erröten bei dem Gedanken, daß das deutsche Volk einem solchen verlorenen Sohne seines Vaterlandes ein Denkmal zu setzen veranlaßt werden soll?

Ein Mann, dem sein Volk diese Ehre zu erweisen beabsichtigt, muß sich doch mindestens selbst als zu diesem Volke gehörig betrachten und sich dieser Zugehörigkeit nicht schämen. Nun, daß Heine, ein geborner Preuße, gegen Preußens Herrscher erbittert ist, soll entschuldigt werden, nicht aber, daß er selbst sich seines Preußentums schämt, und das thut er, wenn er sagt: „So schrecklich das Wort klingt, ich bin ein Preuße.“ Aber noch mehr: dieser eines Denkmals in Deutschland für würdig befundene Mann sagt auch: „Das Herzogtum Berg, in dem Düsseldorf liegt, gehört trotz aller Verträge noch zu Napoleon; darum ist Napoleon mein legitimer Herrscher.“ Wer sich angesichts solcher Worte und Gesinnungen noch für ein Heinedenkmal zu begeistern vermag, macht sich eines unerhörten litterarischen Byzantinismus schuldig. Mit dem harmlosen Ausdruck „politische Ungezogenheiten,“ wie es in einem jüngst gehaltenen Vortrage geschehen ist, kann man alle diese Worte nicht verteidigen.

Am Rhein soll das beabsichtigte Heinedenkmal seinen Platz finden, an demselben Fluß, an dem sich das nationale Heiligtum des Niederwalddenkmals erhebt. Auch des begeistertsten Dichters und des glühendsten Patrioten Worte sind nicht imstande, auszudrücken, was wir Deutschen bei dem Namen „Rhein“ empfinden. Und was hat Heine beim Andenken an diesen unsern Strom und bei seinem Anblick empfunden? Ihm ist er der Jordan, der das gelobte Land Frankreich vom Lande der Philister trennt; er glaubte bei seiner „Heimkehr aus Deutschland“ den Rhein Französisch lernen zu hören, um sich auf die Rückkehr der Franzosen wieder einzuüben; ja er meint sogar, der Rhein müsse vor den Franzosen erröten, denn er habe sie immer so lieb gehabt und bitte nur um ihre Rückkehr.

Der Rhein entspringt auf den Bergen, über die einst Deutschlands Kaiser nach Italien zogen. Von weitem grüßen ihn die Trümmer der Habsburg, die Ruinen der Zollern- und der Stauferburgen; seinen Wellen verkündet Straßburgs Münster seine traurige, durch Deutschlands Schwäche einst verschuldete, seine ruhmvolle, durch Deutschlands Kraft und Einigkeit verherrlichte Geschichte; er rinnt vorüber an der Mündung des Neckar, der ihm von der Barbarei des dritten französischen Raubkrieges unter Ludwig XIV. und von den Ruinen des Heidelberger Schlosses berichtet; er rauscht vorbei an Worms, dessen Lutherdenkmal an die „größte deutsche That, an die Reformation,“ mahnt, an Mainz, der alten, ehrwürdigen Bischofsstadt, wo ihm der Main Kunde

bringt aus dem Herzen des deutschen Vaterlands, von da, wo der Frankengau an das thüringische und an das Böhmerland grenzt; fast ehrfürchtig wallt sein Strom vorüber an Speier, der Stadt der alten deutschen Kaisergräber, die einst französische Barbarei vernichtet hat, vorüber an den Trümmern der Burgen, die seine Ufer krönen und an Jahrhunderte deutscher Geschichte mit allen ihren wechselnden Geschicken mahnen. Bei Rüdesheim wölbt sich, wie es im Liede heißt, über sein Bett die goldne Brücke, über die, seiner Gruft in Nachen entstiegen, Kaiser Karl schreitet, um des Rheines Nebenhügel zu hegen, aus denen wir „deutsches Heldenfeuer und deutsche Heldenkraft“ schöpfen. Und nun sollen sie ruhig dahinwallen an dem Denkmal des „deutschen Dichters“ Heinrich Heine! Müßten sie nicht empört aufschäumen beim Anblick dieses Antlitzes, das zwar fanatisch begeistert nach Westen, aber nur satanisch grinsend nach Osten blicken könnte, wenn es des Künstlers Hand der Wahrheit gemäß gestalten wollte? Nein, für eine Heinedenkmal an den Ufern des Rheins — keinen Pfennig!



Bilder aus dem Westen

Von E. Below

10. Amerikanische Frauen



s hatte ausgestürmt. Der Orkan hatte sich endlich mit voller Wucht über dem Missourithal entladen. Der Sturm hatte auf seinem Flug über die waldlosen Prairiesflächen nicht nur Dächer abgerissen, Bäume entwurzelt und Häuser und Hütten weggesegelt, er hatte auch Menschen und Tiere mit fortgewirbelt. Ganze Uferstücke mit Gärten, Scheunen und Wirtschaftsgebäuden waren den Fluth hinabgespült worden. Mancher Grundbesitzer war um ein Stück Land am Missouri ärmer geworden, das weit stromabwärts einem andern wieder zu gute kam. So berichtete das Zeitungsblatt, das ich vor mir liegen hatte, während ich unter dem Schuttdach der kleinen Veranda saß und durch das triefende Laub der Bäume in die zerrissenen Wolkengebilde blickte.

Das kleine Briefpaket hatte ich heute Morgen der Schwester Magdalena zugesandt. Was nun? Dieser Gedanke ließ mir keine Ruhe.

Ein Windstoß schüttelte die Tropfen von den Bäumen auf der Straße und mit ihnen flügelahme Insekten, die nun auf dem Fahrdamm eine Beute der Sperlinge wurden, die sich mit durchnäxtem Gefieder aus ihren Schlupfwinkeln hervorwagten.